

Ruth Gogoll
Kathryn und Seven

»Sex war nie ein Problem.« Captain Kathryn Janeway starrte die große, blonde Frau ärgerlich an.

»Sex war nie ein Problem? Du bist jahrelang auf diesem Schiff, auf einem Raumschiff, nur Weltraum drumherum, als Captain zu allen anderen einen gewissen Abstand wählend, kühl und distanziert, so würden dich sicher die meisten beschreiben.« Die blonde Frau lächelte leicht.

Kathryn kniff die Lippen zusammen. »Das ist die Aufgabe eines Captains.«

»Ja, das ist die Aufgabe eines Captains – aber ist es auch die Aufgabe einer Frau? Einer Frau wie dir, Kathy?« Das Lächeln der blonden Frau wurde provozierender.

»Es ist unwichtig, ob Frau oder Mann. Captain ist Captain.« Captain Janeway verschränkte die Arme vor der Brust.

Die blonde Frau lachte leicht. »Ein Mann hätte sicherlich nicht drei Jahre ohne Sex gelebt.«

»Ich habe nicht –« Janeway biß sich auf die Lippe, bevor sie fortfuhr: »Ich habe nicht ohne Sex gelebt.«

»Ich meinte nicht ein libidinöses Verhältnis zu deinem Mittelfinger.« Die andere schien höchst amüsiert.

Janeway drehte sich schnell um und setzte sich. »Mußt du immer so ... direkt sein?«

»Warum willst du es nicht wahrhaben? Es ist nichts Schlimmes. Es auszusprechen bedeutet keinen Unterschied.« Die Belustigung in den Augen der attraktiven, blonden Frau nahm zu.

Janeway riß mit einem Ruck ihren Kopf hoch. »Du bist ... du hast kein Recht ... du bist nur ...«

»Ich bin nur eine Hologigur, das ist wahr. Eine Hologigur, die du programmiert hast. Also offensichtlich nach deinen Vorstellungen geschaffen. Ich bin das, was du dir wünschst. Genau das ...« Die Frau in der Uniform eines Offiziers kam näher. »Du willst etwas mit mir anfangen, deshalb hast du dieses Gespräch herausgefordert.«

»Ich rede mit mir selbst.« Janeway kniff erneut die Lippen zusammen.

»In gewisser Weise ja, das ist richtig. Ich bin dein Alter Ego. Ich bin das, was du dich nicht traust zu sein.«

»Ich habe mich immer getraut –«

»Als Captain, natürlich, ja, aber du weißt sehr genau, daß das für andere Bereiche nicht zutrifft.« Die blonde Frau legte den Kopf schief, als ob sie auf eine Antwort wartete.

»Ich kann nicht ... ich muß stark sein ... führen ... den anderen Mut machen ... sie nach Hause bringen.« Janeway fühlte sich verunsichert, und das mochte sie gar nicht.

»Ja. Das alles mußst du.« Die andere strich ihr zärtlich ein paar Haare aus der Stirn. »Und du mußt auch für dich selbst sorgen – denn kein anderer tut es.«

»Deshalb –«, Janeway fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippe, »deshalb bin ich hergekommen.«

»Ich weiß.« Die andere legte ihre Hand an Janeways Wange. »Und ich werde dich nicht enttäuschen.« Sie flüsterte. Dann lachte sie. »Wenn ich es tue, kannst du mich umprogrammieren!«

»Ja, das könnte ich.« Janeway lächelte. »Ich könnte dir zum Beispiel diese Frechheiten austreiben.«

»Sie reizen dich, diese Frechheiten, sonst hättest du sie nicht programmiert.« Das Lächeln der anderen wirkte selbstbewußt.

»Ja.« Janeways Stimme zitterte selbst bei diesem kleinen Wort.

»Ich mache dich an, nicht wahr?« Die andere trat noch näher auf Janeway zu.

»Natürlich tust du das.« Janeways Stimme klang monoton, mühsam beherrscht.

»Du hast es dir gewünscht ... so sehr gewünscht ... drei Jahre lang.« Die andere strich mit ihren Lippen über Janeways Haar. »Nun nimm es dir. Laß deinen Wunsch in Erfüllung gehen. Dafür hast du mich geschaffen, und deshalb sind wir hier.«



Eine Stunde später verließ Captain Janeway das Holodeck. Sie wirkte nachdenklich.

»Captain?« Chakotay kam hinter ihr den Gang entlang und sprach sie an.

Kathryn Janeway zog schnell noch einmal ihre Uniform glatt, als hätte sie Angst, nicht korrekt angezogen zu sein. »Ja?« Sie drehte sich zu Chakotay um.

»Wir haben ein Problem im Maschinenraum, B'Elanna sagte –« Chakotay brach ab, lächelte und musterte Janeways Gesicht. »Sie sehen entspannt aus, Kathryn. Haben Sie meinen Rat befolgt und sich einmal eine Auszeit genommen?«

Kathryn schluckte. »Ja, so könnte man sagen.« Sie räusperte sich. »Was ist denn nun das Problem?« Sie ging weiter und steuerte den nächsten Turbolift an.

»Die Plasmaausstoßgondeln müssen rekali­briert werden, dafür müssen wir den Warp-Antrieb abschalten«, erklärte Chakotay, während sie gemeinsam den Lift betraten. »B'Elanna fragte, ob –« Er nickte kurz. »Hallo Seven«, dann fuhr er fort: »Sie wollte wissen –«

»Commander Chakotay ... Captain ...« Seven begrüßte sie mit einem knappen Nicken.

»Seven.« Janeway nickte auch. Sie bemerkte, wie ihr Blutdruck, der sich nach dem Erlebnis auf dem Holodeck gerade wieder gesenkt hatte, erneut anstieg. Sie hoffte, sie konnte verhindern, daß man ihr ansah, wie heiß ihr wurde. »Brücke«, befahl sie dem Lift. Mit einer etwas gezwungenen Bewegung wandte sie ihren Blick zu Chakotay. »Wo ist das Problem? Wir sind in einer ruhigen Region

des Delta-Quadranten – zumindest wenn man Mr. Neelix glauben kann –, und es sollte kein Risiko darstellen, den Warp-Antrieb für eine Weile stillzulegen.«

»Wenn die Region so ruhig ist, wie Neelix meint ...«, wandte Chakotay etwas skeptisch ein.

»Das ist sie.« Sevens Stimme durchschnitt trocken die Luft. »Ich habe im astrometrischen Labor keinerlei Anzeichen irgendeiner Präsenz gefunden.«

Chakotay lächelte leicht. »Wenn *Sie* das sagen, Seven ...« Er schien belustigt von Sevens Bemerkung.

»Dann wird es wohl so sein«, setzte Captain Janeway entschieden fort. »Sagen Sie B'Elanna, sie kann den Antrieb abschalten.«

Sie waren an der Brücke angekommen und stiegen aus. Seven ging zu Harry Kim an die Konsole hinüber und löste ihn ab. Harry nickte und verließ die Brücke. Janeway und Chakotay begaben sich in ihre Sessel.

Als Kathryn sich setzte, fühlte sie Sevens Blick im Nacken. Wenn sie nur *vor* ihr gesessen hätte ... Kathryn spürte die zunehmende Versuchung sich umzudrehen und Seven anzuschauen. »Bericht!« verlangte sie etwas zu laut und etwas zu energisch.

»Keine besonderen Vorkommnisse, Captain.« Tom Paris wandte leicht von der Steuerkonsole den Kopf zu ihr. »Scheint, wir sind im Arizona des Weltraums angekommen. Kein Mensch weit und breit – und auch keine andere Spezies ... seit Tagen.«

»Ich weiß«, sagte Kathryn. »Danke.« Ihr Blick bohrte sich in Toms Rücken, als der sich wieder zu seinen Steuerinstrumenten umdrehte. Sie versuchte nicht daran zu denken, und dennoch verschwamm Toms Bild vor ihren Augen und wurde durch das von Seven ersetzt. Als ob sie mit ihren Gedanken die Plätze der beiden ausgetauscht hätte.

Seven drehte sich zu ihr um und lächelte. Es war das Lächeln der Figur auf dem Holodeck, die Kathryn erst vor kurzem verlassen hatte, denn Seven lächelte ja nie.

Kathryn schloß die Augen und versuchte es zu vermeiden, irritiert den Kopf zu schütteln. Chakotay hätte es gesehen und sie gleich wieder gefragt. Als Captain hatte alles, was man sagte oder tat, eine Bedeutung. Es konnte sich ja immer auf das Schiff beziehen.

»B'Elanna wird gleich den Warp-Antrieb abschalten, Tom«, sagte sie. »Achten Sie darauf, daß der Kurs programmiert bleibt, falls wir schnell reagieren müssen.«

»Ay, Captain.« Seven antwortete, und ihr Gesicht verwandelte sich nur langsam wieder in Toms.

»Ich bin in meinem Raum«, sagte Kathryn mühsam beherrscht. »Falls irgend etwas sein sollte.«

Chakotay warf kurz einen bestätigenden Blick zu ihr, dann widmete er sich wieder den Instrumenten in der Lehne seines Sessels.

Kathryn ging mit schnellen, energischen Schritten, wie man es von ihr gewohnt war, in ihren Raum hinüber. Als sich die Tür zischend hinter ihr schloß, sackte ihr Rücken zusammen, und sie trat wesentlich langsamer auf das Fenster zu, das schwarzen Weltraum zeigte. Nur wenige Sterne gab es hier.

Sie blieb vor dem dunklen Panorama stehen.

Was war nur mit ihr los? Seit einiger Zeit konnte sie sich auf nichts mehr richtig konzentrieren, auch der Schlaf in den Nächten wurde ständig von überraschendem Erwachen unterbrochen, und danach konnte sie nur noch schwer einschlafen. Sie wußte nie, was sie geweckt hatte, es schien ihr, als wäre jemand in ihrer Kabine, stände neben ihrem Bett – aber wenn sie Licht machte, war da niemand. Alles war leer, und die gewohnten Einrichtungsgegenstände blickten ihr unverändert entgegen.

Auch wenn sie das beruhigte, an Schlaf war danach trotzdem für lange Zeit nicht zu denken. Weil sie so unausgeschlafen war, hatte Chakotay ihr empfohlen, sich doch einmal eine Auszeit zu gönnen. Da es keine besonderen Vorkommnisse gegeben hatte, seit sie durch diesen Teil des Delta-Quadranten flogen, fühlte er sich durchaus in der Lage, das Schiff ohne Kathryns Hilfe zu kommandieren.

Sie wußte, daß er recht hatte. Daß eine ruhige Zeit wie diese dazu dasein sollte, sich zu erholen und auszuspannen. Viele Crewmitglieder taten das – auf dem Holodeck.

Kathryn besuchte einige von Neelix' Erholungsprogrammen – tropischer Strand, halbnackte Mädchen, ein paar Jungs mit Six-pack-Bauch –, aber sie fühlte sich dort stets unwohl. Obwohl es nur Hologiguren waren, fühlte sie sich beobachtet, eingespannt in ihre Pflichten.

Also hatte sie sich ein eigenes Programm erschaffen, ebenfalls mit tropischem Strand – aber nur mit *einer* Figur.

Sie seufzte. Wie sollte das weitergehen? Seit Seven auf dem Schiff war, fühlte sie die Anspannung steigen. Schon lange hatte sie sich nicht mehr so gefühlt – bei keinem Kampf und keinem Problem, das im Delta-Quadranten auf sie zukam.

Sie wollte es nicht wahrhaben, deshalb hatte sie es sich durch die Holofigur sagen lassen. Ja, sie fühlte sich einsam. Ja, sie fühlte sich verlassen. Alle verließen sich auf sie, aber sie selbst? Sie hatte immer die Verantwortung zu tragen, konnte sie mit niemandem teilen, nicht einmal mit Chakotay, obwohl er – das wußte sie – durchaus die Befähigung besaß. Aber er war eben . . . ein Mann.

Sie atmete tief durch. Seven war die Art von Frau, die Janeway immer gereizt hatte: abweisend, beherrscht, anscheinend nicht interessiert. Wenn Kathryn eine solche Frau kennenlernte und sie ihr gefiel, erwachte ihr Kampfgeist. Sie wollte sie erobern.

Aber die Borg-Festung zu erobern, das war selbst für sie wohl eine zu große Aufgabe.

Ihre Tür piepte. Kathryn unterdrückte einen weiteren Seufzer. »Herein!« rief sie. Als sie das Öffnen der Tür hörte, drehte sie sich um. »Seven«, flüsterte sie überrascht.

»Seven«, wiederholte sie dann fester und ging zu ihrem Arbeitstisch hinüber. »Was kann ich für Sie tun?« Kathryn setzte sich bewußt langsam und schaute Seven nicht an. Sie griff sich ein Pad, das zufällig auf dem Tisch lag, und tat so, als würde sie darin lesen.

»Ich habe ein Problem, Captain, das ich nicht allein lösen kann.« Seven trat vor und blieb in gerader Haltung mit hinter dem Rücken verschränkten Händen vor Janeways Tisch stehen, als wäre sie ein Mitglied der Sternenflotte, das Bericht erstattet.

Vielleicht ist das aber auch nur immer noch die Erinnerung an ihre Zeit als Borg-Soldatin, dachte Janeway. Ich darf nichts in sie hineininterpretieren, ich sollte sie so nehmen, wie sie ist. Sie seufzte innerlich. Aber wie ist sie denn? Sie spricht nie über sich, über ihre Gefühle. Hat sie überhaupt welche?

»Ja?« Sie versuchte sich auf Seven als Crewmitglied zu konzentrieren, nicht auf Seven als . . . Frau.

»Ich habe festgestellt«, sagte Seven, noch immer ohne jeden gefühlsmäßigen Gesichtsausdruck, »daß gewisse Crewmitglieder

mich meiden. Sobald ich einen Raum betrete, verlassen sie ihn. Ich habe dazu empirische Studien angestellt, die statistische Wahrscheinlichkeit liegt weit über dem Wert, der eine zufällige Häufung solcher Vorfälle vermuten lassen könnte. Wenn ich Informationen von einer solchen Person benötige, ist dieses Verhalten äußerst ineffektiv.«

Bei jedem anderen hätte man Ärger vermuten können oder Verunsicherung, eventuell auch Enttäuschung oder Verletzttheit, aber Seven gab wirklich nur einen Bericht ab, dessen war Janeway sich bewußt. »Auch die Statistik sagt nicht immer die Wahrheit«, wandte sie ein. »Möglicherweise ändert sich das Verhalten der Crew, sobald sie Sie besser kennen.« Sie runzelte die Stirn. »Was natürlich nicht eintreten wird, wenn sie immer vor Ihnen wegläufen.«

Seven stand immer noch in äußerst gerader Haltung da, kein Muskel zuckte in ihrem Gesicht, sie wartete darauf, daß Captain Janeway das Problem lösen würde oder ihr, Seven, einen Weg aufzeigen, es selbst zu tun.

Janeway stand auf. Sie warf einen Blick auf Seven, die wie eine Statue inmitten des Raumes ihren scheinbar unveränderlichen Platz einnahm, und ging dann ein paar Schritte zum Fenster. Dort, weit genug entfernt von Seven, drehte sie sich um. »Ich kann Ihnen da leider nicht helfen«, sagte sie. »Ich kann niemandem befehlen, Sie zu ... mögen«, sie schluckte unauffällig. »Viele Crewmitglieder haben Angehörige durch ... Borgangriffe verloren und sehen in Ihnen —« Sie brach ab. Ihr Augenmerk fiel auf die immer noch sichtbaren Borgimplantate in Sevens Gesicht. Es sah fast wie Schmuck aus, wenn auch leicht ungewöhnlich. »Ich weiß, das ist ungerecht«, endete sie etwas abrupt.

»Es ist ineffektiv«, wiederholte Seven ohne den Anflug einer Veränderung in ihrer Stimme. »Eine moralische Dimension damit zu verbinden ist rein logisch nachvollziehbar, trägt aber nichts zum Wohl des Schiffes bei. Im Gegenteil, es schadet den reibungslosen Arbeitsabläufen.«

Janeway atmete tief durch. »Deshalb sollte man etwas daran ändern, das ist richtig«, gab sie zu, »aber Menschen sind keine Maschinen. – Oh, Entschuldigung ...«

Seven hob angedeutet die Augenbrauen. »Es liegt kein Grund für eine Entschuldigung vor«, sagte sie.

»Doch, ich –« Janeway konnte Seven nicht länger anschauen und wandte ihren Blick zur Tür, als ob sie erwartete, daß gleich jemand dort hereinkommen und sie aus ihrer Situation befreien würde. Sie lachte leicht verlegen. »Ich bin offenbar nicht besser als die Mitglieder meiner Crew«, sagte sie. »Immer noch mache ich einen Unterschied zwischen Ihnen und den anderen.« *Und was für einen Unterschied!* dachte sie seufzend.

»Es ist ein Unterschied vorhanden«, erwiderte Seven vollkommen ungerührt. »Ich bin kein Mitglied der Crew und habe keinen Rang.«

Das ist nicht der Unterschied, um den es geht, dachte Janeway. *Für mich nicht und für die Crew nicht.* Sie sah Seven wieder an. »Denken Sie, daß das das Problem lösen würde: wenn ich Ihnen einen Rang verleihe?« fragte sie.

»Ich habe beobachtet, daß Crewmitglieder einem Menschen aufgrund seines Ranges Achtung zollen, selbst wenn sie ihn persönlich ablehnen«, antwortete Seven ruhig.

»Wo haben Sie das beobachtet?« fragte Janeway, nun als Captain interessiert. »Welche Personen betrifft das?«

»Möchten Sie, daß ich eine Untersuchung darüber anstelle?« fragte Seven. »Die empirischen Daten wären zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht aussagekräftig genug. Ich müßte das Gebiet genauer studieren und vollständigere Daten sammeln, um sie dann auswerten zu können.«

»Nein, nein.« Janeway winkte ab. »Keine Untersuchung. Ich weiß, daß es so ist. Maquis und Sternenflotte sind immer noch nicht ganz zusammengewachsen, da gibt es hin und wieder Reibereien.«

Seven sagte nichts dazu. Offenbar betrachtete sie die Aussage des Captains als endgültig.

Janeway mußte schmunzeln. Für Seven waren die Crewmitglieder nur Teil ihrer Datensammlung, so würde sie ihr Verhältnis zu den anderen auf der *Voyager* kaum verbessern können. »Sie sind weder Maquis noch Sternenflotte, Sie fühlen sich keiner Gruppe zugehörig«, sagte sie.

»Das ist nicht nötig«, erwiderte Seven. »Jedoch wären geregelte Arbeitsabläufe, die auch die Verfügbarkeit der Crewmitglieder mit einschließen, von Vorteil für die Effizienz.«

»Wie Sie schon richtig beobachtet haben —«, sagte Janeway, für einen Moment von Sevens Schönheit so erschlagen, daß sie mitten im Satz stoppte. Sie räusperte sich. »Wie Sie schon beobachtet haben, ist Sympathie ein großer Faktor, der die Zusammenarbeit erleichtert.«

»Sympathie ist nicht meßbar«, sagte Seven. »Wie kann sie hervorgerufen werden?«

Janeways Schmunzeln verstärkte sich. »Nicht so leicht, wie Sie offenbar denken«, sagte sie. »Eigentlich kann sie gar nicht hervorgerufen werden, sie ist entweder da oder nicht.« *Wenn du wüßtest, wieviel Sympathie ich für dich empfinde und wie wenig du dafür tun müßtest, um sie hervorzurufen, wärest du überrascht*, dachte sie.

»Und warum ist sie da – oder nicht?« fragte Seven.

Janeway atmete ratlos aus. »Puh, das ist schwer zu sagen.« Sie schüttelte den Kopf, ging langsam zu ihrem Stuhl hinter dem Tisch zurück und setzte sich. »Es gibt ... unterschiedliche Arten von Sympathie. Wie Sie vielleicht wissen —« Ihr Blick wanderte über Sevens wie gemeißelt wirkendes Gesicht. *Nein, sie weiß es nicht*, dachte sie. *Es hat gar keinen Sinn, darauf Bezug zu nehmen*. »Ich nehme an, Sie haben sich darüber informiert, wie Menschen sich fortpflanzen?« fragte sie und versuchte das heiße Gefühl, das ihren Nacken hinaufkroch, zu ignorieren.

»Ich habe einige Daten dazu assimiliert«, sagte Seven, die eine Kühle ausstrahlte, die Janeway gern dazu genutzt hätte, ihre eigene Hitze zu dämpfen.

»Ja ... äh ... nun ja, das ist die eine Art von Sympathie«, erläuterte Janeway und versuchte dabei einen Ton zu treffen, der einem Universitätsvortrag angemessen war, neutral, nüchtern, unbeteiligt.

»Aber nicht die einzige?« fragte Seven. Es schien, als hätte sie ihren Datenspeicher auf *Aufnahme* geschaltet und wartete nun darauf, daß diese Aufnahme starten würde.

»Es ist wohl die Grundlage für alles«, sagte Janeway. *In was habe ich mich da nur hineingeritten?* fragte sie sich innerlich verzweifelt. »Jede Sympathie ist im Grunde genommen eine Art von Liebe —«

»Liebe?« Seven sah aus, als hätte sie keine Definition für dieses Wort in ihrem Datenspeicher gefunden.

»Liebe ist – nun ja, sie begleitet uns von unserer Kindheit an«, fuhr Janeway mühsam fort. Sie dachte zu sehr an eine andere Art von Liebe, als daß sie sich hätte ungehindert auf das Thema konzentrieren können.

»Kindheit«, sagte Seven tonlos. Sie war schließlich nicht immer eine Borg gewesen, ihre Kindheit hatte sie als ganz normales Mädchen mit ihren Eltern verbracht – und seit einiger Zeit erinnerte sie sich wieder daran.

»Tut mir leid.« Janeway stand auf. »Ich wollte nicht –« Sie ging auf Seven zu und blieb nah vor ihr stehen. »Ich wollte Sie nicht an so etwas Schmerzhaftes erinnern«, sagte sie leise. Sie konnte es nicht verhindern, sie hob ihre Hand und strich Seven über die Wange.

Seven zuckte nicht zusammen und auch nicht zurück, sie blieb mit einem nachdenklichen Ausdruck im Gesicht stehen, als ob sie dem Gefühl nachspüren würde, versuchen würde es einzuordnen oder einen Vergleich dazu zu finden.

Janeway zog ihre Hand zurück. Peinlich berührt drehte sie sich um und setzte sich wieder an ihren Schreibtisch, versuchte ihre Fassung zurückzugewinnen. Das war schwierig, denn ihre Finger kribbelten immer noch von der Berührung mit Sevens Haut, die ganz und gar nicht metallisch kalt, sondern weich und warm war, wie zum Streicheln geschaffen. »Verzeihen Sie«, sagte sie mit einer Stimme, die ein Zittern nur mühsam unterdrückte. »Ich wollte das nicht.«

»War das ... Liebe?« fragte Seven, zum ersten Mal, seit sie den Raum betreten hatte, anscheinend unsicher.

Janeway blickte auf. »Vielleicht«, sagte sie. »Vielleicht auch nicht.«

Seven runzelte die Stirn. »Das ist keine eindeutige Antwort«, sagte sie.

»Liebe ist ... manchmal nicht ganz eindeutig«, erwiderte Kathryn und blickte zu Seven auf, die immer noch unbewegt vor ihrem Tisch stand. *Wie schön sie ist, wie unglaublich attraktiv. Aber was steckt unter ihrer äußeren Schale?* »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte sie. »Fragen Sie den Doktor. Hatte er nicht schon

einmal ein Programm für Sie erstellt, damit Sie sich«, sie schluckte, »besser mit der Crew verständigen können?«

»Das Programm habe ich durchlaufen«, erwiderte Seven mit roboterhafter Gemütsruhe, »aber es sind einige Fragen offen geblieben, die der Doktor mir nicht beantworten konnte. Er ist selbst kein Mensch.«

Kathryn lehnte sich zurück und seufzte. »Zweifellos nicht.«

Sie lenkte den Blick auf das Fenster ihres Raumes, um erneut den schwarzen Hintergrund zu betrachten, der nun ihre Heimat war. Was hatte es hier noch für einen Sinn, über Liebe zu sprechen, über Liebe überhaupt nachzudenken? Die Erde war so weit entfernt, weiter, als sie sich je vorgestellt hatte.

Ruckartig wandte sie ihren Kopf zurück. »Sie sind eine Frau, Seven«, fuhr sie heftiger fort, als sie beabsichtigt hatte. »Auch wenn Sie lange bei den Borg gelebt haben, haben Sie doch menschliche Instinkte. Vielleicht – ganz sicher – sind Ihnen noch nicht alle bewußt, aber sie werden sich melden, wenn es an der Zeit ist. Es ist wohl noch zu früh. Warten Sie einfach ab.« Sie versuchte Seven mit einer eindeutigen Bewegung aus ihrem Raum zu entlassen, aber Seven blieb einfach stehen. »Noch etwas?« fragte Kathryn nach einer langen Minute mit heiserer Stimme. Sie konnte sich kaum noch beherrschen. Sevens Lippen erschienen ihr verlockender als alles, was sie je gesehen hatte.

»Sie haben immer noch nicht meine ursprüngliche Frage beantwortet«, erwiderte Seven so ungerührt, wie es nur eine ehemalige Borg konnte. »Ist Sympathie in irgendeiner Weise erlernbar?«

Kathryn lachte trocken auf. »Kein Gefühl ist erlernbar. Es kommt und geht, wie es will.« *Wie zum Beispiel gerade im Moment, dachte sie. Meine Uniform scheint mit zehn Zentimeter dickem Fell gefüttert zu sein, so heiß ist mir. Oder jemand hat die Raumtemperatur auf 40 Grad gestellt.*

»Das ist ineffizient«, entgegnete Seven bestechend logisch. »Das heißt, man kann es nicht kontrollieren?«

»Nicht wirklich.« Kathryn stand auf und zog energisch ihre Uniformjacke herunter. »Natürlich gibt es Methoden –« *Eine kalte Dusche zum Beispiel, dachte sie. Auch wenn ich nicht überzeugt bin, daß mir das jetzt helfen würde.*

Seven ließ ihren Blick über Kathryns Gestalt schweifen. »Fühlen Sie sich nicht wohl, Captain? Soll ich den Doktor –?«

»Nein!« Kathryns Beherrschung kam zu ihrem Ende. Sie atmete schwer. »Bitte verlassen Sie meinen Raum jetzt. Ich kann Ihnen wirklich nicht helfen. Ich bin die falsche Person dafür. Fragen Sie Tom Paris. Er hilft Ihnen sicher gern.« Sie atmete aus, nachdem sie diesen ganzen Wortschwall in einem Atemzug hervorgestoßen hatte. »Ich habe zu tun. Bitte lassen Sie mich allein.«

Obwohl Seven im allgemeinen Befehle anstandslos befolgte, tat sie es hier und heute nicht. »Ich glaube, das ist keine gute Idee«, sagte sie. »Sie scheinen von einer mir unbekanntem Krankheit befallen, und ich werde den Doktor benachrichtigen. Es könnte ansteckend sein.« Sie aktivierte mit einer Handbewegung den Kommunikator an ihrer Brust. »Seven of Nine an Doktor –«

»Nicht –« Kathryn kam schnell um den Tisch herum und schaltete den Kommunikator aus. Ihre Hand zitterte, als sie sie von Sevens Brust zurückzog. »Es ist keine Krankheit und es ist auch nicht ansteckend, es ist einfach nur –« Sie schaute Seven in die Augen. »Sie sind es«, sagte sie mit unterdrückter Stimme. »Sie lösen das in mir aus. Aber es ist nicht Ihre Schuld. Sie wissen ja gar nicht –« Kathryn fuhr sich mit einer Hand durch die Haare und schaute zu Boden. »Bitte gehen Sie jetzt. Dann wird es mir bald bessergehen.«

»Sie meinen, ich trage einen Virus in mir und weiß nichts davon?« fragte Seven interessiert, aber wenig besorgt. »Dann sollte ich vielleicht zum Doktor gehen.« Sie drehte sich um, um den Raum zu verlassen.

Kathryn folgte ihr schnell und stellte sich vor sie, zwischen Seven und die Tür. »Das müssen Sie nicht und das möchte ich nicht«, sagte sie. »Ich möchte nicht, daß Sie dem Doktor erzählen –« Sie schluckte. »Verstehen Sie denn nicht . . .« *Nein, natürlich nicht, woher soll sie?* Kathryn suchte nach Worten. Sonst fehlten sie ihr nie. Sie wußte immer, was zu tun und zu sagen war, aber in einer solchen Situation wie dieser hier war sie noch nie gewesen. »Es ist eine persönliche Sache zwischen Ihnen und mir«, fuhr sie mühsam fort. »Nur zwischen uns beiden. Ich möchte nicht, daß irgend jemand etwas davon erfährt.«

»Zwischen uns beiden?« Seven hob erstaunt die Augenbrauen.

Kathryn versuchte trotz Sevens Nähe ruhig zu bleiben. Ihre Körper berührten sich fast, und da Seven erheblich größer war als sie, starrte sie auf ihre Brüste, die sich direkt in Augenhöhe befanden. »Ja«, flüsterte sie heiser. Sie trat beiseite, um dieser Nähe zu entkommen, und gab damit Seven den Weg frei. »Sie können gehen, aber bitte behalten Sie alles, was eben hier geschehen ist und gesagt wurde, für sich. Ich bitte Sie darum.«

»Sie bitten mich?« Seven verließ den Raum nicht, sondern schaute Janeway verwirrt an.

»Ich kann es Ihnen kaum befehlen.« Kathryn lachte trocken auf, um die Spannung ein wenig zu mindern, die sie gefangenhielt. »Es ist eine private Angelegenheit, die nichts mit dem Schiff zu tun hat. Ich bitte Sie als . . . Freundin, nicht als Captain.«

»Als Freundin«, wiederholte Seven.

»Ja, als Freundin«, wiederholte Janeway. »Von Frau zu Frau.« Sie trat weiter in den Raum hinein und entfernte sich damit noch mehr von Seven. Mit dem Rücken zu ihr sprach sie weiter. »Ich . . . ich mochte Sie vom ersten Augenblick an, sogar, als Sie noch Borg waren«, sagte sie leise. »Ich konnte es nicht gleich einordnen, aber je mehr Sie – je menschlicher Sie wurden, um so mehr empfand ich etwas für Sie, das ich . . . das ich nicht empfinden sollte. Nicht als Captain der *Voyager*.«

»Sie haben mir geholfen«, sagte Seven. Sie hatte sich zu Janeway umgedreht und betrachtete ihren militärisch gerade aufgerichteten Rücken. »Ohne Sie wäre es nie möglich gewesen –«

Kathryn gab einen hohlen Laut von sich. »Und jetzt erscheint das alles äußerst eigensüchtig, nicht wahr? Wie ein egoistischer Akt, um mir«, sie drehte sich zu Seven um und schaute ihr gerade ins Gesicht, »Befriedigung zu verschaffen, meine Bedürfnisse –« Sie brach ab. »Sie wissen nicht, wovon ich spreche, und das müssen Sie auch nicht«, fuhr sie fort. »Ich wäre Ihnen nur dankbar, wenn Sie die letzte halbe Stunde aus Ihrem Gedächtnis streichen würden – wenn Sie das können.« Sie wandte sich in Richtung ihres Tisches und ging langsam darauf zu.

»Captain?«

»Bitte nennen Sie mich nicht so«, antwortete Kathryn leise. »Im Moment fühle ich mich wirklich nicht so. Ich habe eine der Direktiven der Sternenflotte verletzt, die am wichtigsten ist auf so einer

Reise wie unserer, wo jeder auf den anderen angewiesen ist. Und gerade der Captain muß in dieser Hinsicht zuverlässig sein. Was soll sonst aus der Crew werden?« Sie drehte sich um und betrachtete nun aus einiger Entfernung Sevens Gesicht, von dem sie sich so angezogen fühlte. »Ich muß die *Voyager* nach Hause bringen, koste es, was es wolle. Wenn mein persönliches Glück dem im Wege steht – muß es eben hinten anstehen. Ich habe kein Recht –«

»Kathryn«, sagte Seven.

Janeway zuckte zusammen.

»Das ist doch Ihr Name, nicht wahr?« fuhr Seven fort. »Wenn ich Sie nicht Captain nennen darf, muß ich eine andere Bezeichnung wählen.«

»Eine andere Bezeichnung – ja.« *Wie wäre es mit Lieblich?* dachte Kathryn. »Sie haben ganz recht. Die Auswahl ist nicht groß.«

»Es ist nicht dasselbe«, stellte Seven fest, als hätte sie gerade wieder eine ihrer Studien durchgeführt. »Sie reagieren auf Kathryn anders als auf Captain.«

»Ja.« Kathryn setzte sich erneut an ihren Tisch. »Es ist ... intimer.«

»Intimer.« Seven wiederholte das Wort wie ein Schlagwort, das sie in einer Bibliothek nachschlagen mußte.

Kathryn lachte leicht. »Bitte bitten Sie mich jetzt nicht, Ihnen das zu erklären. Ich würde rot dabei – wenn ich es nicht schon bin.«

Seven kam zurück zum Tisch, blieb daneben stehen. »Es ist ein Stichwort, das zu einem Resultat führt – zusammen mit anderen Stichwörtern, die Sie mir gegeben haben«, sagte sie mit einem forschenden Blick auf Kathryn.

»Stichwörter?« Kathryn blickte irritiert auf.

»Sympathie, Liebe, Tom Paris ...«, wiederholte Seven. »Intimer.«

»Oh ... ja.« Kathryn räusperte sich. »Sie wissen jetzt, wovon ich spreche?«

»Ich weiß, daß Leutnant Paris kein Problem damit hat, Sympathie zu gewinnen – zumindest bei einigen Mitgliedern der Crew.«

»Bei den weiblichen.« Kathryn lachte. »Ja, das ist mir bekannt.«

»Da Sie mich an ihn verwiesen und zudem darauf hingewiesen haben, daß ich eine Frau bin, also weiblich, nehme ich an, daß Sie

davon ausgehen, daß er meine Sympathie ebenso gewinnen könnte.«

Kathryn schmunzelte. »Seine haben Sie bestimmt schon lange.«

»Leutnant Paris hat mich hin und wieder zum Abendessen eingeladen – was ich abgelehnt habe, da mein Zyklus der Nahrungsaufnahme nicht unbedingt mit den Zeiten der Crew konform geht«, sagte Seven.

»Deshalb hat er Sie nicht eingeladen.« Kathryn zog die Augenbrauen hoch. »Sie sollten seine Einladung wirklich einmal annehmen.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Seven, kam schnell auf Kathryn zu, beugte sich zu ihr hinunter und küßte sie.

Kathryn hielt den Atem an, aber sie konnte nicht dagegen ankämpfen, sie schloß die Augen und gab sich Sevens Kuß hin.

Der Kuß dauerte lange und war sehr intensiv. Kathryn fühlte, wie ihr Körper sich in Pudding auflöste, er hatte keine Struktur mehr, keine Form, nichts außer ihren brennenden Lippen schien noch mit der realen Welt verbunden zu sein.

»Warum . . . warum haben Sie das getan?« keuchte sie, als Seven sie endlich losließ und ihr wieder erlaubte zu atmen.

»Ich habe Leutnant Paris schon seit einiger Zeit beobachtet«, erwiderte Seven, richtete sich auf und stand wieder gerade vor Janeways Schreibtischstuhl. »Küssen scheint sehr zur Sympathiegewinnung beizutragen. Daraufhin habe ich nachgeschlagen, wie man so etwas macht. War es richtig so? Oder habe ich etwas falschgemacht?«

Janeway holte tief Luft und stieß sie dann wieder aus. »N-nein.« Sie räusperte sich und wiederholte fester: »Nein, Sie haben nichts falschgemacht, aber –« Sie blickte zu Seven auf, die so nah vor ihr stand, daß allein ihr Geruch Kathryn schwindlig machte. Sie rollte ihren Stuhl zurück und stand auf, ging auf die andere Seite des Schreibtischs und schaute Seven an. »Aber Sie können das nicht so einfach tun. Sie müssen . . .«, sie schluckte, »Sie müssen darauf achten, ob die andere Person das auch will.«

»Also war es doch falsch«, sagte Seven. Eine neue Information, die sie abspeicherte. »Ich hätte Sie fragen müssen.«

»Ja – na ja . . .« Kathryn wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie hüstelte. »Es ist mehr eine Sache des Gefühls. Man fragt nicht di-

rekt, man spürt es.« Sie versuchte sich zu fangen und lachte. »Und Sie können diese Methode nicht bei jedem Menschen einfach so zur Sympathiegewinnung einsetzen. Einige wären wohl sehr überrascht. Das könnte zum Gegenteil führen.«

»Waren Sie überrascht?« fragte Seven.

Janeway drehte den Kopf zur Seite, bevor sie Seven wieder ansah. »Ja«, sagte sie dann, bemüht, ihr inneres Gleichgewicht wiederzufinden, während sie Sevens Lippen noch auf ihren spürte.

»Und habe ich nun Ihre Sympathie verloren?« Seven blickte neugierig wie ein Kind.

Janeway schüttelte langsam den Kopf. »Nein«, sagte sie. »Die werden Sie nie verlieren. Und außerdem – ich bin der Captain, ich habe mich mit schlimmeren Dingen herumzuschlagen als ... unerwarteten Küssen.« Sie lachte leicht. »Vergessen Sie's.«

Sevens Augenbrauen hoben sich eine Spur. »Ist das ein Befehl, alle Daten, die ich dazu gesammelt habe, zu löschen?«

Janeway lachte trocken auf. »Ich erteile Ihnen keine Befehle in privaten Angelegenheiten. Sie können Ihre ... Studien gern fortsetzen, aber nicht mit ... mir.« Sie zögerte vor dem letzten Wort, weil sie lieber etwas anderes gesagt hätte, es ihr aber nicht angemessen erschien. Seven war ein Kind, nur ein Kind. Ein Kind, das nach Antworten suchte.

»Also ist es doch ein Befehl«, folgerte Seven. »Denn wenn ich meine Studien mit Ihnen fortsetzen wollte, wäre es verboten.«

»Es ist eine ... Bitte«, sagte Kathryn. »Dieses Thema ist sehr ... privat.« Sie atmete tief durch. »Ich beantworte Ihnen gern Fragen zu jedem anderen Thema, aber ich möchte Sie bitten, dieses Thema in Zukunft aus unseren Unterhaltungen auszusparen.«

»Wen könnte ich statt dessen fragen?« Seven hätte eine Sekretärin sein können, die mit Notizblock und gespitztem Bleistift in der Hand auf die Anweisungen ihres Chefs wartete, so unbeteiligt schien sie.

Kathryn stieß heftig die Luft aus. »Ich sagte doch schon: Fragen Sie Tom Paris. Er beantwortet Ihnen jede Frage zu diesem Thema sicher gern ... und demonstriert es Ihnen an praktischen Beispielen.« Sie lachte etwas wehmütig.

»Tom Paris ist ein Mann«, sagte Seven, »und Sie sind eine Frau. Ist das nicht ein Unterschied?«

Kathryn wußte nicht, was sie tun sollte. Seven schien nicht mehr von dem Thema lassen zu wollen. »Ja«, erwiderte sie seufzend. »Das ist es.« Sie ging zu ihrer Couch hinüber und setzte sich. »Seven«, fuhr sie gequält fort, »ich kann das wirklich nicht mehr länger mit Ihnen diskutieren. Ich weiß, Sie verstehen das nicht –«

Seven kam zu ihr herüber und blieb erneut vor ihr stehen. »Sie wissen, daß ich immer sehr sorgfältig bei meinen Studien bin«, sagte sie. »Ich kenne den biologischen Unterschied zwischen Mann und Frau, und ich weiß, daß die Fortpflanzung innerhalb der menschlichen Rasse zweigeschlechtlich erfolgt. Es gibt auch Rassen, die eingeschlechtlich –«

»Ich weiß«, unterbrach Kathryn sie heftig. »Aber die Menschen haben nun einmal zwei Geschlechter, und deshalb wäre Tom Paris für Sie der richtige Ansprechpartner.«

»Wie gesagt waren meine Studien sehr sorgfältig«, fuhr Seven ungerührt fort, »und deshalb weiß ich auch, daß Fortpflanzung nicht der einzige Grund für Sympathie ist, manchmal ist sie dabei gar kein Thema.«

Kathryn legte den Kopf auf die Lehne zurück und schloß die Augen. »Ja, das stimmt«, sagte sie müde. »Aber das sollte Sie nicht beunruhigen. Die meisten Menschen –« Sie brach ab, als sie Sevens Körper neben sich spürte. Langsam öffnete sie die Augen.

Seven saß nur ein paar Zentimeter von ihr entfernt auf der Couch. Sie betrachtete Kathryns Gesicht mit einer Mischung aus Neugier und Unverständnis, aber auch mit dem Wissen, das Sie sich bei ihren Studien angeeignet hatte. »Die meisten Menschen gehen Beziehungen mit dem anderen Geschlecht ein, mit oder ohne den Willen zur Fortpflanzung«, setzte sie Kathryns Satz fort. »Ein nicht geringer Anteil geht jedoch auch Beziehungen zum eigenen Geschlecht ein, wobei Fortpflanzung ausgeschlossen ist.«

Kathryn stöhnte und richtete sich auf. »Eins. Setzen«, sagte sie. Sie lachte, als sie Sevens irritiertes Gesicht sah. »Sie haben das wunderbar referiert, deshalb bekommen Sie eine Eins von mir«, erklärte sie. »Wie in der Schule.«

»Ich bin nie in eine Schule gegangen«, sagte Seven. »Aber Schulnoten sind mir durchaus ein Begriff.«

»Ganz sicher haben Sie dazu Studien durchgeführt«, erwiderte Kathryn etwas sarkastisch. Sie sammelte sich und schaute Seven

ernst an. »Wir Menschen bilden uns ein, es wäre keine rein biologische Angelegenheit«, sagte sie, »mit wem man zusammen ist . . . von wem man sich angezogen fühlt.« Sie seufzte. »Natürlich ist es das. Die Chemie unserer Körper sagt uns, wann wir verliebt sind, für wen wir Sympathie empfinden. Es ist kaum je unsere Entscheidung, allerdings ist es – wie Sie schon richtig bemerkten – keine Sache der Anatomie oder der Fortpflanzungsfähigkeit. Können wir die Schulstunde damit beenden?« Sie versuchte, einen energischen Klang in ihre Stimme zu legen, wie sie es tat, wenn sie als Captain Befehle erteilte. Es gelang ihr nicht ganz, denn ihre Stimme zitterte leicht.

»Das ist mir bewußt«, entgegnete Seven ruhig. »Und da es ein chemischer Vorgang ist, habe ich versucht, ihn zu analysieren.«

»Darauf hätte ich gewettet«, murmelte Kathryn leise vor sich hin, nur zu sich selbst.

»Meine menschlichen Anteile weisen dieselben chemischen Grundlagen auf wie Ihre«, erläuterte Seven weiter. »Und wenn Gefühle nur ein chemischer Vorgang sind, kann ich sie nachvollziehen und . . . empfinden.«

Kathryn schaute sie aufmerksam an. »Möchten Sie das?« fragte sie.

»Es ist schwer etwas zu beurteilen, das man nicht kennt«, erwiderte Seven. »Aber wenn es so eine große Bedeutung für das menschliche Zusammenleben, das menschliche Funktionieren innerhalb einer Gemeinschaft hat, dann wäre es sicher angebracht, es zu lernen.«

»Haben Sie je –?« Kathryn räusperte sich. »Haben Sie je etwas für irgendein Mitglied der Crew empfunden?«

»Wenn meine chemischen Analysen richtig sind, ja«, stellte Seven in überraschender Schlichtheit fest.

Kathryn fühlte den Stich in ihrer Brust, beherrschte sich aber. »Dann sollten Sie zu ihm gehen«, sagte sie leise. »Wer auch immer es ist.«

Seven zögerte mit ihrer Antwort, ein sehr untypisches Verhalten für sie, dann sagte sie: »Das bin ich.«

Nur langsam drang das, was Seven gesagt hatte, in Janeways Bewußtsein. Sie drehte ihren Kopf und schaute Seven erstaunt an. »Ich?« fragte sie.

»Wer sonst?« Seven zuckte nicht mit den Schultern, wie es jeder andere getan hätte. Sie blieb ganz ruhig. »Mit keinem Mitglied der Crew war ich so viel zusammen wie mit Ihnen, Captain ... Kathryn. Sie haben mir alles beigebracht, was ich weiß – im wissenschaftlichen wie im nicht-wissenschaftlichen Bereich. Und unser Zusammensein war immer ... angenehm. Zudem habe ich bemerkt – spätestens als ich Sie geküßt habe –, daß Ihre chemischen Signale den meinen gleichen. In unseren Körpern herrscht dasselbe chemische Ungleichgewicht, was zu dem Schluß führt, daß es einen Weg geben muß, dieses Ungleichgewicht zu beseitigen. Für uns beide.«

»Sie könnten diesen Raum verlassen.« Kathryn lachte. »Dann ist alles schnell wieder im Gleichgewicht.«

»Und wenn ich das nicht will?« fragte Seven.

Janeway wandte sich ihr zu. »Ich ... ich kann nicht, Seven. Sie sind ... Sie wissen nicht, was Sie da sagen.«

»Das widerspricht dem, was Sie mir eben vorgeschlagen haben«, ließ Sevens Stimme sich logisch und unbeeindruckt vernehmen. »Sie sagten mir, ich solle zu demjenigen gehen, für den ich Gefühle habe. Und das sind Sie. Wenn es Tom Paris wäre, wäre es in Ordnung? Aber bei Ihnen nicht?«

»Ich bin der Captain«, antwortete Kathryn schwach. So schwach hatte sie sich selten gefühlt, noch nicht einmal in erotischen Situationen.

»Sie haben mich gebeten, das bei diesem Thema zu vergessen«, erwiderte Seven. »Gilt das nicht mehr?«

»Doch.« Janeway legte den Kopf zurück und versuchte irgendeine Antwort zu finden, die Seven nicht mit einer Gegenfrage beantworten würde. Sie schaute Seven an, und ihr wurde ganz warm. Warm ums Herz bei diesem unbewegten und doch so wißbegierigen, schönen Gesicht, in das sie blickte. »Seven ...«, flüsterte sie.

Seven lehnte sich gegen die Couch, sank etwas mehr darin ein, wirkte auf einmal weich und anschiemig. »Kathryn ...«, sagte sie leise.

»Du machst mich verrückt, Seven«, seufzte Janeway, »aber ich darf das nicht ausnutzen. Du bist ... unerfahren. Deine einzigen Kenntnisse hast du aus Büchern und Datenbanken –«

»Und aus den Menschen, die ich als Borg assimiliert habe«, setzte Seven emotionslos fort. »Das darfst du nicht vergessen. Es waren meist erwachsene Menschen, nicht Kinder wie ich.«

»Ja.« Janeway sah sie an. »Ja, das stimmt. Du weißt also –?«

»Ich weiß genug«, erwiderte Seven. Sie sank noch mehr in die Lehne der Couch zurück. »Komm . . .«, flüsterte sie.

Kathryn fühlte sich unwiderstehlich angezogen von diesen sanften blauen Augen, diesen roten Lippen, dieser unschuldig vibrierenden Stimme. Sie beugte sich langsam über Seven und zu ihr hinunter. »Seven«, hauchte sie. Ihre Stimme hatte keinen Klang mehr. »Du darfst mich nicht so in Versuchung führen. Ich könnte ihr erliegen.«

Seven hob die Arme und umfaßte sie, zog sie zu sich heran, auf sich herunter. Ihre Lippen suchten Kathryns Mund und preßten sich darauf, warteten auf eine Reaktion. Diesmal wollte sie offensichtlich nicht die Führung übernehmen, nicht studieren und ausprobieren, sondern etwas gezeigt bekommen.

Kathryn öffnete ihre Lippen und ließ ihre Zungenspitze Sevens Lippen erforschen. Sie schloß die Augen. Sevens Lippen waren so süß, daß Nektar dagegen wie pures Wasser erscheinen mußte, die weiche Innenseite lockte Kathryn weiter in Sevens Mund hinein, bis sie Sevens Zunge spürte, die abwartend wie eine träge Schlange in der Höhle lag.

Als Kathryn sie berührte, begann sie sich zu bewegen, kam ihr entgegen und begrüßte sie vorsichtig. Schon allein diese vorsichtige Berührung brachte Kathryn zum Erschauern. Sie fühlte, wie ihre Uniform ihr zu eng wurde. Sie hätte sie am liebsten ausgezogen.

Sie ließ ihre Zunge weiter vordringen, und während sie das tat, suchte sich ihre Hand einen Weg auf Sevens Körper. Sie streichelte an Sevens Seite entlang, streifte ihre Brust und dann hinab zu ihren Schenkeln, doch sie merkte sehr schnell, daß Sevens Atemfrequenz sich nicht änderte.

»Seven?« Kathryn richtete sich auf und schaute Seven an. Ihr eigener, Kathryns, Atem ging schwer, aber Seven wirkte von all den Aktivitäten unbeeindruckt. Ihre Augen waren weit geöffnet, und ihr Gesicht sah genauso aus wie immer.

»Captain?« Der unschuldige Blick wurde noch unschuldiger.

Kathryn lachte auf. Sie löste sich von Seven, erhob sich von der Couch und schaute auf Seven hinunter. »Entschuldigung«, sagte sie. »Ich bin zu weit gegangen. Lassen wir es gut sein.«

»Zu weit?« Seven richtete sich leicht auf. »Du meinst, das war alles? Das stimmt nicht mit meinen assimilierten Daten überein.«

Kathryn lachte erneut. »Das tut es sicher nicht«, bestätigte sie. »Du bist . . . du bist nicht . . . na ja, wie ich schon mal sagte, gehören zwei dazu, damit es . . . damit es stimmt. Aber mach dir darüber keine Gedanken. Für mich war es . . . aufwühlend, für dich nicht. Deshalb hat es keinen Sinn, daß wir weitermachen.«

Seven schwang die Beine von der Couch und stand auf. Sie blickte auf Kathryn hinunter. »Ich hätte etwas tun sollen, das ich nicht getan habe? Was?«

Kathryns Lippen verzogen sich zu einem wehmütigen Lächeln. »Nicht tun, Seven, fühlen«, sagte sie. »Dein Gefühl gibt dir vor, was du tust. Aber wenn du diese Gefühle nicht hast —« Sie winkte ab. »Ich war so über den Haufen geworfen von deinem Charme, daß ich mich vergessen habe. Verzeih mir. Ich sollte mich als Captain besser im Griff haben.«

Sie wollte sich abwenden, doch Seven legte eine Hand auf ihre Schulter und hielt sie fest. »Das ist alles sehr verwirrend«, sagte sie. »Und Verwirrung ist . . . irrelevant. Ich meine, es ist kein Gefühl, das ich kenne, das ich zuordnen kann. Ich habe kein Verhaltensmuster dafür.«

»Sei froh!« Kathryn lachte erneut auf. »Es ist nicht schön, dieses Gefühl, und die entsprechenden Verhaltensmuster sind . . . sind es auch nicht. Du solltest wirklich froh sein, daß du keine hast. Daß du sie nicht brauchst.«

Seven legte den Kopf schief. »Aber ich brauche sie, damit ich angemessen reagieren kann«, entgegnete sie logisch. »Damit ich so reagieren kann, wie du es erwartest.«

Kathryn seufzte. »Du reagierst so, wie ich es erwarte«, sagte sie. »Genau so.«

Sevens Hand löste sich von Janeways Schulter, dann legte sie von hinten die Arme um Janeway, schmiegte sich an ihren Rücken. »Hast du das auch erwartet?« flüsterte sie.

Janeway legte den Kopf zurück, spürte Sevens weiche Brüste an ihrem Rücken, seufzte erneut. »Du rufst etwas aus deinem Daten-

speicher ab – oder ist es ein Ergebnis deiner Studien? – und es ist ... wundervoll, aber du empfindest nichts dabei, ist es nicht so?»

»Ich weiß nicht«, sagte Seven. »Ich halte dich ... gern. Es ist wie ... wie die Verbindung im Kollektiv – nicht so eng, nicht so ausschließlich, aber enger als jede Verbindung, die ich zu einem anderen Mitglied der Crew ... empfinde.«

Janeway drehte den Kopf und blickte über die Schulter zu Seven auf. »Das ist ein Anfang«, sagte sie. »Aber ich denke ... nun ja ... es könnte auch eine rein familiäre Verbindung sein, wie zum Beispiel zwischen einer Mutter und einer Tochter. Ich habe dich quasi erzogen, dir viel beigebracht, und du gehorchst meinen Befehlen«, sie lachte, »meistens ... Also bin ich eher wie eine Mutter für dich, keine –« Sie brach ab.

»Keine Liebhaberin«, setzte Seven fort. »Ich kenne den Unterschied – wenn auch nur theoretisch.«

»Eben.« Janeway löste sich von ihr. »Theoretisch.«

»Aber Captain – Kathryn ...« Sevens Stimme klang auf einmal anders. »Alles, was du mir beigebracht hast, war zuerst fremd für mich, reine Theorie.« Sie gab ein trockenes Geräusch von sich. »Menschlichkeit!« Sie schüttelte den Kopf. »Es war das Verachtenswerteste auf der Welt für mich, und nun –«

Janeway drehte sich um und schaute sie an. »Nun?»

»Nun ist es ... nicht mehr so fremd.« Seven verzog die Lippen. »Ich habe getanzt, ich habe Konversation geübt, ich habe mich in äußerst ... irrelevante Beziehungen verstrickt, beruflich mit anderen zusammengearbeitet, ohne daß es eine Verbindung wie im Kollektiv gab. Absprachen ...« Sie schüttelte erneut den Kopf. »Wieso kann man nicht einfach die logischste Lösung wählen? Das ist so viel einfacher.«

Janeway lachte leicht. »Ja«, sagte sie. »Da stimme ich dir zu. Wir Menschen sind manchmal etwas kompliziert.«

»Aber das komplizierteste ist ... das Private«, fuhr Seven fort. »Denn da scheint Logik völlig ausgeschlossen zu sein. Du zum Beispiel –«

»Ich?« Kathryn schaute sie erstaunt an. »Ich habe kein Privatleben – hier auf dem Schiff.«

»Weil hier auf dem Schiff alles anders ist als auf der Erde.« Seven blickte etwas irritiert. »Und doch soll es ein Abbild der Erde sein. Auf dem Holodeck –«

Kathryn zuckte zusammen. Dann räusperte sie sich. »Was ist mit dem Holodeck?«

»Viele Crewmitglieder erschaffen sich auf dem Holodeck ein Privatleben, wie sie es vermutlich auf der Erde hatten, aber ich frage mich –«

»Du schaust die Holodeckprogramme anderer Crewmitglieder an?« fragte Kathryn alarmiert.

»Manchmal«, sagte Seven. »Um zu lernen. Ich meine, ich habe keine Erinnerung mehr daran, wie es . . . auf der Erde ist.«

»Tut mir leid«, sagte Janeway und legte ihr tröstend eine Hand auf den Arm.

»Ist das Holodeck ein Ersatz für die Realität? Erzeugt es Gefühle?« fragte Seven.

Janeway mußte schlucken. »Ja, das tut es«, sagte sie leise.

Seven schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen . . . ich meine, jeder weiß, daß es nur ein Hologitter ist, das hinter dem Strand oder den Wiesen steckt.«

»Man vergißt es«, sagte Kathryn. »Auch eine menschliche Eigenschaft. Ein Verdrängungsmechanismus. In diesem Falle sehr nützlich, um der Illusion Realität zu verleihen.«

»Aus diesen Programmen habe ich gelernt, wie wichtig Privatleben für Menschen ist«, sagte Seven. »Als ich noch . . . bei den Borg war, konnte ich mir das nicht vorstellen. Ich meine, ich wußte nicht, daß es einen Unterschied gibt zwischen verschiedenen Arten von Leben. Unser Leben war vierundzwanzig Stunden am Tag gleich. Alles hatte dieselbe Bedeutung.«

»Fast so ähnlich ist es hier auf dem Schiff«, nickte Kathryn. »Wir sind abgeschnitten von allem, was außerhalb des Schiffes ist, von unserer Heimat, von unserer angestammten Galaxis. Aber wir Menschen können ohne das nicht leben. Wir brauchen das Gefühl des Zusammenhalts – mit unserer Familie, mit unseren Freunden, mit allem, was die Erde ausmacht. Unser Heimatplanet kam uns wahrscheinlich nie so wertvoll vor wie jetzt, da wir so weit entfernt sind und nicht wissen . . .«, sie schluckte, »nicht wissen, ob wir je wieder nach Hause kommen.«

»Heimat«, sagte Seven. »Das Wort klingt sehr fremd für mich.«

Kathryn schaute sie an. »Das glaube ich. Ich dachte auch lange Zeit, meine Heimat, das wäre der Weltraum. Ich habe so viel Zeit dort verbracht. Aber das ist es nicht. Heimat, das sind die Menschen, die wir lieben, nach denen wir uns sehnen, ohne die wir nicht sein können. Wir alle dachten –« Ihre Stimme wurde leiser. »Wir alle dachten, wir könnten zu ihnen zurückkehren . . . in ein paar Wochen. Und nun –«, sie hob resignierend die Hand, »vermissen wir sie und erschaffen sie uns auf dem Holodeck neu, damit wir sie nicht ganz vergessen.«

»Deine . . . Familie – vermißt du sie sehr?« fragte Seven.

»O ja. Wie jeder andere auch.« Kathryn seufzte. »Du weißt nicht, wie der Sommer in Indiana ist. Wenn man auf der Veranda sitzt, im Schaukelstuhl wie vor hundert Jahren, das leise Lachen der Kinder hört, die am Bach spielen . . . Kein Holodeck kann das ersetzen.«

»Also nutzt du das Holodeck nicht dafür?«

Janeway mußte sich zusammenreißen. »Manchmal«, sagte sie. »Aber ich habe noch nie Familienmitglieder erschaffen. Es ist zu schmerzlich.«

Seven trat auf Janeway zu, so nah stand sie vor ihr, daß sie sich fast berührten. »Könntest du mir den Sommer in Indiana zeigen? Nicht deine Familie, das verlange ich nicht, nur den Ort, wo du aufgewachsen bist. Den könntest du auf dem Holodeck erschaffen. Oder ist das auch zu schmerzlich?«

Janeway blickte erstaunt zu Seven auf. »Den Ort, an dem ich aufgewachsen bin? Das interessiert dich?«

»Alles interessiert mich«, sagte Seven.

»Oh!« Janeway lachte auf. »Du willst Informationen sammeln. Ja, natürlich.«

»Ich will Informationen sammeln, die mit dir zu tun haben«, sagte Seven. »Obwohl du mir schon so viel erzählt hast, so viele Geschichten, habe ich den Eindruck, es gibt noch ganz entscheidende Geschichten, die ich nicht kenne – und die zum Verständnis deiner Person nötig sind.«

»Verständnis meiner Person.« Janeway verzog spöttisch die Mundwinkel. »Du kommst auf interessante Gedanken. Was könnte es wohl zum Verständnis meiner Person beitragen, wenn ich dir

eine alte Holzterrasse in Indiana zeige, die es längst nicht mehr gibt?«

»Es gab sie, als du ein Kind warst, schließe ich daraus«, sagte Seven, »und das Kind Kathryn hat dort einiges erlebt, das vielleicht auch heute noch Bedeutung hat.«

»O Seven ...« Janeway lachte. »Langsam frage ich mich, ob es richtig war, daß ich dir etwas über Menschlichkeit erzählt habe. Im Moment wirkst du auf mich fast ein wenig zu menschlich.«

Seven hob fragend die Augenbrauen. »Zu?«

»Na ja, ich meine, all diese doch reichlich ... psychologischen Überlegungen.« Janeway hob die Hand und fuhr sich durch die Haare. »Das hätte ich dir – entschuldige – gar nicht zugetraut.«

»Meine Überlegungen sind eher logisch als psychologisch«, korrigierte Seven. »Oder vielleicht sind manchmal psychologische Überlegungen auch logisch.«

Janeway lachte erneut und schüttelte den Kopf. »Bei den Psychologinnen, die ich kenne, nicht. Mir kommen solche Überlegungen oft sehr weit hergeholt vor – und auch unzutreffend. Wenn man sich weigert, Tatsachen wahrzunehmen, nur weil sie einem nicht in das psychologische Konzept passen.«

»Du schweifst ab«, stellte Seven fest. »Du willst nicht über deine Kindheit reden?«

Janeway hob die Augenbrauen. »Seven, du wirst mir unheimlich.« Sie legte den Kopf schief und blickte nachdenklich zu der großen, blonden Frau auf. »Ich hätte nie gedacht, daß du – daß dich solche Dinge interessieren. Ich glaube, das verwirrt mich immer noch.«

Seven blickte sie ebenfalls nachdenklich an. »Ich möchte alles über dich wissen, das ... fühle ich. Das verwirrt mich auch. Denn es gibt keine wirklich logische Erklärung dafür.«

Janeway lächelte. »Nein, wohl nicht.« Ihr Lächeln wurde wärmer. »Ich zeige dir mein Indiana«, sagte sie weich.

»Programm Janeway Phi Alpha starten«, befahl Kathryn, als sie und Seven vor dem Holodeck standen. »Sicherheitscode JD6K2QRS.«

»Programm gestartet«, erwiderte die Roboterstimme des Computers, und die Türen des Holodecks öffneten sich.

Janeway und Seven traten ein. Warme, schmeichelnde Sommerluft umfing sie.

»Willkommen im *Hoosier's Nest*«, sagte Kathryn lächelnd.

Seven hob fragend die Augenbrauen.

»Wir Einwohner von Indiana werden schon seit ewigen Zeiten *Hoosier* genannt. Keiner weiß genau, woher das Wort kommt, aber Indiana ist der *Hoosier State*«, erklärte Kathryn. »Einige meinen, es stamme von einem Wort, das ursprünglich ›Wilder Mann‹ bedeutet, andere wiederum haben andere Theorien, auf jeden Fall ist *The Hoosier's Nest* ein Gedicht eines Mannes namens John Finley aus dem Jahre 1866. Er war Bürgermeister von Richmond, einer Stadt in Indiana, und ging genau auf diesen Ursprung der Bezeichnung ein.« Sie lachte. »*Untaught the language of the schools, nor versed in scientific rules*«, zitierte sie. »Das sind die ersten beiden Zeilen des Gedichts.«

»Dann bist du aber eine untypische Indianarin«, bemerkte Seven. »Schließlich bist du Wissenschaftlerin.«

»Ich sagte ja, das Gedicht stammt aus dem Jahre 1866«, erwiderte Kathryn schmunzelnd. »Mittlerweile haben sich die Zeiten doch etwas geändert.«

»Gab es neben den wilden Männern auch wilde Frauen?« fragte Seven mit einem äußerst unschuldigen Gesichtsausdruck.

Kathryn stutzte und räusperte sich dann. »Vermutlich«, sagte sie. »Waren raue Zeiten damals.«

»Als du dort aufgewachsen bist, waren die Zeiten nicht mehr so rau?« Sevens Wißbegierde schien unerschöpflich.

»Nicht wirklich.« Kathryn lachte. »Was du hier siehst«, sie schaute um sich, »ist ein Museum. Als ich in Indiana aufwuchs, hatte der technische Fortschritt längst Einzug gehalten. Es gab kein Haus mehr ohne Replikator.« Sie hob den Blick in die Weite, deren Illusion das Holodeck erschuf. »Aber man kann natürlich auch mit all diesen technischen Errungenschaften, die sehr bequem sind und die wohl jeder schätzt, mehr oder weniger technisch leben. Meine Schwester Phoebe beispielsweise mag Technik nicht so. Sie ist Künstlerin.«

»Dann bist du also die Technikerin in der Familie.«

Janeway legte den Kopf schief. »Das ist wohl so«, sagte sie. »Ich habe mich immer für Technik interessiert, vor allem für das, was

dahintersteckt. Wie wertvoll ist ein Gerät, wenn ich nicht weiß, wie es funktioniert, es nur benutzen kann, aber nicht mehr? Das hat keinen Sinn.«

»Du hast bestimmt einige Geräte auseinandergenommen in deiner Kindheit«, vermutete Seven.

»Ich fürchte, ja.« Janeway runzelte schuldbewußt die Stirn. »Nicht immer zur Freude meiner Mutter.«

»Doch eine wilde Frau«, sagte Seven.

Kathryn schaute zu ihr auf. »Klingt so, als hättest du das gern«, meinte sie ironisch.

»Ich verbinde keine Wertung damit«, sagte Seven. »Es ist nur eine Feststellung.«

»Ja, sicher.« Kathryn musterte sie noch einmal. »Nur eine Feststellung.« Sie trat weiter ins Holodeck hinein. »Ich wollte dir doch die Veranda zeigen, auf die du so scharf bist.«

»Scharf?« Seven schien mit dem Wort nichts anfangen zu können.

Für einen Moment ging Kathryn eine andere Bedeutung von *scharf* durch den Kopf. Sie räusperte sich. »Ich meine, du wolltest sie unbedingt sehen.«

»Ja, das wäre interessant«, sagte Seven. »Ich glaube nicht, daß ich so etwas kenne. Meine Eltern waren ja immer nur mit mir auf dem Raumschiff. Kein Platz für Holz oder Veranden.«

Kathryn betrachtete erneut Sevens unbewegtes Gesicht. Man wußte wirklich nie, was sie dachte. War dieses Leben mit ihren Eltern damals als Kind unbefriedigend für sie gewesen? Hatte sie etwas vermißt? Was hatte der Horror der Assimilation in ihr ausgelöst? Das Getrenntwerden von ihren Eltern, das Aufwachsen als halbe Maschine?

»Holz war auch zu meiner Zeit auf der Erde kein übliches Baumaterial mehr. Es wurde nur für Spezialanfertigungen verwendet«, sagte Janeway. »Mein Großvater hat sich solch eine Spezialanfertigung machen lassen. Und ich bin ihm dankbar dafür. Es gibt wirklich nichts Gemütlicheres. Er tat dann immer, als wäre er ein Farmer aus der Zeit, in der das Gedicht entstanden ist, das ich anfangs zitiert habe. Rauchte seine Pfeife, während er im Schaukelstuhl auf der Veranda saß . . .« Sie lachte. »Es war natürlich kein echter Tabak. Der war schon in meiner Kindheit verpönt. Ebenso wie Alko-

hol und alle anderen Drogen. Das alles gibt es ja schon seit Hunderten von Jahren nicht mehr. Gottseidank. Aber er hatte etwas in seiner Pfeife, das einen wundervollen Geruch abgab. Ich saß oft daneben und atmete diesen Geruch ein. Es war wie ein köstliches Parfüm, holziger natürlich, kräftiger, ein Männerduft. Er paßte zu Großvater. Die Sicherheit, die ich als Kind in seiner Nähe empfand, habe ich nie wieder gespürt.«

»Sicherheit«, wiederholte Seven. »Das Kollektiv war sehr sicher. Seither –« Sie schaute ebenso in die Weite wie Kathryn, sah aber wohl etwas anderes.

»Unser Kollektiv ist die Familie«, sagte Kathryn leise, während sie Seven betrachtete. »Ohne sie sind wir nichts. Zuerst haben wir unsere Großeltern, Eltern und Geschwister, dann unsere eigene Familie, eventuell Kinder –«, sie seufzte, »sofern man Zeit dafür hat.«

»Hättest du gern Kinder?« fragte Seven.

Kathryn lachte leicht. »Ich habe die Crew. Da muß ich schon oft genug Mutter sein, das reicht mir.«

»Es ist nicht dasselbe«, sagte Seven.

Kathryn atmete tief durch. »Nein, es ist nicht dasselbe«, bestätigte sie. Sie ging langsam weiter. »Schau, da ist sie – die Veranda. Sogar mit Schaukelstuhl.«

»Aber ohne deinen Großvater«, bemerkte Seven.

»Ich sagte ja, ich erschaffe keine Familienmitglieder.« Kathryn ließ ihren Blick schweifen. »Ich sehe sie vor mir, auch ohne daß ich sie als Holofiguren erschaffen muß. Ihr Bild ist in meinem Inneren, reale Abbildungen brauche ich nicht.«

»Wenn sich die Bilder so lange eingepreßt haben«, sagte Seven, »ist das wahrscheinlich möglich.«

»Tut mir leid.« Janeway schaute sie an. »Ich hätte nicht mit dir hierherkommen sollen. Meine Familie ist für mich so etwas Selbstverständliches, aber für dich –«

»Für mich ist sie etwas schwer Bestimmbares«, nickte Seven. »Ich war viel länger bei den Borg als bei meinen Eltern. Sind deshalb die Borg jetzt meine Familie?«

Janeway hob die Augenbrauen. »Hoffentlich nicht.«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte Seven. »Um das beurteilen zu können, fehlen mir eine Menge Daten.«

Janeway setzte sich auf die Stufen der Veranda. »Das hier sind in gewisser Weise Daten«, sagte sie leise. »Diese Stufen, diese Veranda, dieses Haus wurde rein aus Daten erschaffen. Aber die Bedeutung . . . das, was dahintersteht . . . kann man weder mit Daten erschaffen noch aus Daten reproduzieren. Es geht darüber hinaus. Es sind Gefühle, Erlebnisse, Gedanken . . . Erinnerungen, Erfahrungen . . .« Sie verstummte. Ihr Blick suchte die Entfernung, schien nicht mehr im Hier und Jetzt verhaftet, sondern auf einer Reise durch Zeit und Raum. In der Vergangenheit auf der Erde.

»Ich habe oftmals festgestellt, daß Dinge mehrere Bedeutungen haben«, sagte Seven. »Mehr als eine zumindest. Aber ich begreife nicht recht, warum. Ein Ding ist ein Ding. Es wird durch seine Form definiert oder durch seinen Inhalt, seine Struktur, seinen Platz im Raum. Alles, was darüber hinausgeht, ist nicht existent. Aber für die meisten Menschen scheint es eine Dimension zu geben, die das alles in Frage stellt. Für mich ist diese Dimension jedoch nicht faßbar. Ich habe vergeblich versucht, Daten darüber zu sammeln. Die Aussagen dazu sind äußerst vage und ungenau, ich kann sie nicht mit Tatsachen verbinden.«

Janeway hob den Blick und schaute zu Seven auf. Sie sah, wie das Licht sich in Sevens Haar verfang, ihm einen goldenen Schimmer verlieh und Schatten auf ihr Gesicht zauberte, die es noch schöner erscheinen ließen. »Wenn wir nur Tatsachen hätten, wären wir keine Menschen«, sagte sie rauh. Sie fühlte, daß sie Seven berühren wollte, daß die laue Sommerluft Erinnerungen in ihr weckte an andere Gelegenheiten –

»Menschen leben nicht außerhalb der Tatsachen«, erwiderte Seven in diesem Moment, und der Zauber verflog. »Sie sind sogar sehr angewiesen darauf. Dieses Raumschiff könnte nicht fliegen ohne die wissenschaftlichen Fakten, die das ermöglichen.«

»Das ist wahr.« Kathryn stand auf. »Willst du dich einmal in den Schaukelstuhl setzen? Vielleicht empfindest du etwas von dem, was keine Tatsache ist. Es ist die Stimmung, die Atmosphäre, weißt du? Alles, was uns umgibt, spielt zusammen und erschafft etwas Neues, Größeres, mehr als die Summe der Teile.«

Seven ging langsam hinüber und setzte sich vorsichtig in den Stuhl, als ob sie erwartete, daß er unter ihr verschwinden oder zusammenbrechen würde. Die leichte Schaukelbewegung, die sie bei

der Berührung mit dem Sitz erzeugt hatte, unterband sie sofort wieder. Sie saß kerzengerade wie bei einer militärischen Übung.

Kathryn lachte leicht. »Das ist nicht der Sinn der Sache«, sagte sie. »Du mußt ihn schwingen lassen, die Bewegung aufnehmen, sie mitfühlen – es ist wie in einer Wiege.« Kathryn wußte nicht, ob Seven je eine Wiege gehabt hatte, aber zu jenem Zeitpunkt war sie zumindest noch bei ihren Eltern gewesen, und daß ihre Mutter sie nicht gewiegt hatte – wenn auch vielleicht nur auf ihrem Schoß oder in ihrem Arm – konnte Kathryn sich nicht vorstellen. Eine solche Erfahrung hatte jeder Mensch in seiner frühesten Kindheit gemacht, und Seven war ein Mensch, auch wenn es ihr manchmal schwerfiel, das zu akzeptieren.

Kathryn trat hinter den Schaukelstuhl und schob ihn leicht an. »Wehr dich nicht«, sagte sie leise. »Laß die Bewegung auf dich übergehen, versuch die Ruhe zu empfinden, die sie ausstrahlt. Versuch einfach nur . . . du selbst zu sein.« *Wer oder was auch immer das ist*, dachte sie.

Es fiel Seven offensichtlich schwer, Kathryns Anweisungen zu folgen. Sie wirkte steif und ungenau, als sie versuchte, den Sinn des Schaukelstuhls zu erfassen.

»Das ist eine Erfahrung«, fuhr Kathryn immer noch leise fort. »In gewisser Weise Daten, die du abspeichern kannst, aber viel wichtiger ist, daß du Gefühle damit verbindest, nicht einfach nur die Aufnahme der Bewegung, des Winkels, der Geschwindigkeit.« Sie lachte. »Oder eher Langsamkeit. Es ist eine Erfahrung der Langsamkeit. Der Geruhsamkeit. Ein Wiederhervorholen dessen, was vor langer Zeit einmal der normale Rhythmus des Lebens war, heute aber nicht mehr.«

»Der Rhythmus des Lebens . . .«, wiederholte Seven. Es schien, als ob das nicht nur eine Information für sie war.

»Fühlst du es?« Kathryn beugte sich von hinten über die Lehne, ihr Gesicht schwebte ganz nah über Sevens Haar. Sie nahm den Duft auf, atmete unmerklich durch. *Was tue ich nur hier?* dachte sie. *Das ist nicht das, was ich tun sollte. Ich sollte sie in Ruhe lassen.*

Seven wirkte sehr konzentriert, nicht entspannt, wie sie es eigentlich hätte sein sollen.

»Du willst immer noch Daten sammeln, nicht wahr?« Kathryn lachte leicht. »Das geht so nicht, Seven.« Sie legte ihre Hände auf

Sevens angespannte Schultern. »Lehn dich zurück. Tu gar nichts. Laß dich von mir schaukeln.« Sie fühlte, wie die Wärme aus Sevens Körper auf sie übergang. So verspannt Seven auch dasaß, ihr Körper war warm und weich, strahlte Verführung aus.

Ich weiß, das ist nicht sie, dachte Kathryn, ich bin es. Ich finde sie verführerisch, und deshalb . . .

Sie zog ihre Hände weg. »Und jetzt versuch es selbst«, sagte sie beherrscht. »Bleib in der Bewegung, fühl den Rhythmus. Hör nicht auf.« *Mein Gott, ich rede, als ob ich mit ihr im Bett läge*, dachte sie peinlich berührt. *Ich kann einfach an nichts anderes denken in ihrer Nähe.*

Seven starrte immer noch konzentriert vor sich hin. Sie versuchte offensichtlich, den Schaukelstuhl in genau derselben Schwingung zu halten, die Kathryn vorgegeben hatte, nicht schneller und auch nicht langsamer.

Kathryn lachte erneut. »Steh auf«, sagte sie. »Ich zeige es dir.«

Seven erhob sich sofort und machte den Stuhl für sie frei.

Kathryn setzte sich. »Schau«, sagte sie, »ich lehne mich zurück, schließe die Augen, meine Hände liegen ganz locker auf den Lehnen. Und jetzt stoße ich mich leicht ab – und fühle mich wie im Himmel.« Der Schaukelstuhl wippte nur leicht nach vorn und hinten, Kathryn hielt ihn automatisch in der Bewegung ohne nachzudenken.

Sie konnte nicht sehen, wie Seven sie beobachtete, aber sie wußte, daß sie es tat. Sie fühlte es. Kathryn spürte, wie ihre Brustwarzen unter ihrer Uniform hart wurden.

Schnell öffnete sie die Augen und stand auf. »So geht es«, sagte sie so hastig, daß all ihre Erklärungen über die beruhigende Wirkung des Schaukelstuhls ad absurdum geführt wurden. »Es ist ganz einfach, aber du mußt dich fallenlassen.« *O Gott, schon wieder*, dachte sie. Schon während sie es aussprach, hatte sie sich vorgestellt, wie es wäre, wenn Seven sich fallenlassen würde – aber in einer anderen Situation.

»Würde das den Stuhl nicht zerstören?« fragte Seven interessiert. »Ich meine, wenn ich mich fallenlassen würde.«

Kathryn verzog amüsiert das Gesicht. »Ich glaube, nicht«, sagte sie, »aber das habe ich auch nicht gemeint. Ich meinte es im übertragenen . . . Sinne.« Ihre Stimme erstarb, so schwach fühlte sie

sich. »Ich meine ... innerlich«, fügte sie fast nur noch hauchend hinzu.

Seven legte erneut den Kopf schief, wie sie es so oft tat, wenn sie etwas nicht verstand. »Innerlich bedeutet ... gefühlsmäßig, nicht wahr? Das ist das, was ich daran nicht verstehe. Ich verstehe den physikalischen Teil, die Bewegung, die Kraft, die ich einsetzen muß, um eine bestimmte Schwingung zu erzeugen. Aber innerlich ... innerlich löst das nichts bei mir aus.«

»Ich weiß.« Kathryn seufzte. »Das hatte ich schon befürchtet.«

»Befürchtet?«

»Es ... es nimmt dir so viel, wenn du solche Dinge nicht empfinden kannst«, erklärte Kathryn. »Ich wünschte, ich könnte dir zeigen, wie es ist. Auch das gehört zur Menschlichkeit. Das erst *macht* uns menschlich: unsere Gefühle. Unsere Logik, unsere Effizienz – das, was du so wichtig findest, das alles ist nur ... eine Beigabe. Dinge, die wir auch brauchen, um so zu leben, wie wir es tun. Aber das, was uns wirklich zu Menschen macht, das sind unsere Gefühle. Ein Wesen, das nicht fühlen kann, ist kein Mensch.«

»Dann werde ich wohl nie einer sein«, erwiderte Seven nüchtern.

»O nein, Seven ... das ... das ... war nicht das, was ich sagen wollte.« Kathryn stammelte betroffen herum. Es war ihr erst aufgefallen, was sie gesagt hatte, als es schon heraus war.

»Das scheint sehr oft der Fall zu sein: daß du etwas nicht so meinst, wie du es sagst. Oder daß du es gar nicht sagen wolltest. Aber nur, wenn wir allein sind. Ich habe das noch nie im Dienst auf der Brücke bemerkt.« Seven runzelte die Stirn. Anscheinend bedeutete diese Erkenntnis ein Dilemma für sie, das sie nicht so schnell lösen konnte.

»Du hast absolut recht.« Kathryn atmete tief durch. »Ich benehme mich ... albern.« Sie lachte leicht. »Als Captain auf der Brücke kann ich mir das natürlich nicht leisten.« Sie schaute Seven an. »Es tut mir leid, daß ich dich verwirrt habe. Das wollte ich nicht.« Sie drehte sich um. »Computer. Ausgang.«

Die Tür erschien mitten auf der Wiese in Indiana. Kathryn ging darauf zu.

»Kathryn?«

Kathryn blieb stehen.

»Du hast etwas anderes erwartet«, sagte Seven. »Das zumindest fühle ich. Nur weiß ich nicht, was du erwartet hast.«

Kathryn atmete tief durch, schaute sie aber nicht an. »Ich glaube, das weiß ich selbst nicht«, erwiderte sie. »Komm, laß uns gehen. Indiana braucht seine Ruhe.« Sie trat durch den Ausgang hinaus.

Seven folgte ihr, und sie schritten nebeneinander den Gang entlang, ab und zu begrüßt von Crewmitgliedern, die ihnen entgegenkamen.

»Ich bin zu dir gekommen, weil ich mir Klarheit verschaffen wollte«, sagte Seven nach einer Weile, die sie stumm nebeneinander hergegangen waren. »Ist das vielleicht gar nicht möglich? Weil ich nicht in der Lage bin, das zu . . . empfinden, was für Menschen normal ist?«

»Du bist ein Mensch.« Kathryn blieb verärgert stehen. »Aber die Erziehung, die Umgebung, die Sozialisation – das macht eben auch viel aus.«

»Und das waren bei mir hauptsächlich die Borg«, nickte Seven. »Ich verstehe. Ich kann diesen Prozeß nicht rückgängig machen. Das Körperliche war einfach, die Implantate zu entfernen –«

»Es war schwierig genug«, widersprach Kathryn. »Der Doktor hatte Zweifel, ob er es überhaupt schaffen würde. Ob es dir nicht mehr schaden als nützen würde.«

»Vielleicht hat es das«, entgegnete Seven auf ganz untypische Art nachdenklich. »Vielleicht hat es mir wirklich mehr geschadet als genützt. Als ich Borg war, hat niemand von mir erwartet –«

»Ja.« Kathryn schaute sie an. »Das stimmt. Unsere Erwartungen an dich sind die an einen Menschen –«

»Der auch als Mensch aufgewachsen ist«, setzte Seven fort. »Wie du sagtest . . . Erziehung, Sozialisation . . . Ich habe das natürlich alles nachgelesen, aber –«

»Aber aus Büchern oder Datenbanken kann man solche Dinge nicht lernen.« Kathryns Augen musterten warm Sevens Gesicht. »Wir erwarten zu viel von dir.« Sie seufzte. »Ich erwarte zu viel von dir.« Sie strich leicht über Sevens Arm. »Es tut mir leid. Bitte laß uns nicht mehr darüber reden. Es ist alles in Ordnung so, wie es ist.«

Seven hob die Augenbrauen. »Den Eindruck habe ich nicht.«

»Doch, Seven, wirklich.« Kathryn ging weiter, beschleunigte ihren Schritt. Sie wollte jetzt so schnell wie möglich zur Brücke. »Wir können weitermachen wie bisher, es hat sich nichts geändert. Ich bin der Captain, und du bist —« Sie brach ab.

Seven drehte den Kopf zu ihr, während sie neben ihr herging. »Nicht einmal du weißt, wer ich bin.« Sie drehte den Kopf wieder nach vorn. »Und ich auch nicht.«

ENDE TEIL 1